

RUTH BENDER

Gespürt, wie sich die Stimmung änderte, dass da „etwas im Aufbruch war“, hat Tom Stromberg an dem Tag, als die Schauspielerinnen Christiane Poelnitz, Myriam Schröder und Caroline Peters allesamt Angebote vom Wiener Burgtheater auf dem Tisch hatten. „So schlecht können wir dann wohl nicht sein“, dachte der Intendant am Deutschen Schauspielhaus Hamburg. Das war 2003: Da war Tom Stromberg im dritten Jahr Chef der größten Sprechbühne Deutschlands – und fast schon wieder weg vom Fenster. Das Publikum kam nach einem katastrophalen Einbruch von 162 000 Zuschauern in Strombergs erster Saison (gegenüber 250 000 in Frank Baumbauers letzter) weiterhin eher mählich. Und Dana Horáková, damals Hamburgs unselig ahnungslose Kultursenatorin, führte bereits Gespräche mit potentiellen Nachfolgern. War das für Stromberg, der das Frankfurter TAT als internationale Theaterwerkstatt geprägt hatte, aber an das 1200-Plätze-Haus in Hamburg keine Ensemble-Erfahrung mitbrachte, der Kick, es der Stadt doch noch zu zeigen? „An dem Prinzip, Uraufführungen und Klassiker zu mischen, hat sich nicht viel geändert“, sagt er im Rückblick selbstbewusst, „aber das Publikum guckt jetzt anders, ist neugieriger geworden, weil es an Goschs ‚Zerbrochnem Krug‘, Puchers ‚Othello‘ und Bosses ‚Faust‘ gesehen hat, dass an diesem Haus gutes Theater gemacht wird. Wir haben erreicht, dass Schauspieler und Regisseure, von denen wir überzeugt waren, miteinander eine Sprache gefunden haben, einen Spielstil, der das Hamburger Publikum erreicht hat. Das hat lange gedauert, vielleicht zu lange – aber wir sind da angekommen, wo wir immer hin wollten.“

1 | Edgar Selge und Joachim Meyerhoff in Jan Bosses „Faust“-Inszenierung.



Fotos (4): Arno Declair

Tom Stromberg verlässt nach fünf Jahren Intendanz das Deutsche Schauspielhaus Hamburg.

Projekte ankündigte. Das entwickelte sich zunächst zum buntscheckigen Sammelsurium der Formen, einer Spielweise zwischen Malersaal, *Neuem Cinema* und Großem Haus, aus der René Polleschs überkandidelte Theater-Soap „www-slums“ und Stefan Puchers eiskühl auf den Punkt inszenierte „Möwe“ herausragten. Allerdings hatten ironisches Konzept (Jérôme Bels „The Show Must Go On!“) und dünnbrüstige Versuchsstücke wie Helmut Kraussers „Haltestelle. Geister“ das an konventionelle Kost gewöhnte Publikum da schon so verstört, dass es die Perlen im Programm gar nicht mehr wahrnahm.

Davon gibt es reichlich, wenn man die Spielzeit-Hefte zurückblättert. Die Autorin-Regisseurin Ingrid Lausund fand die Schauspieler und den Raum, ungestört in den Untiefen der Gegenwart zu gründen und daraus so komisch-explosive Stücke wie „Bandscheibenvorfall“,

„Konfetti!“ und zuletzt „Ode an die Freude“ zu extrahieren. Jan Bosse entwickelte sich vom Nachwuchstalent über „Der Menschenfeind“, „Drei Schwestern“ und zuletzt einen furios welthaltigen „Faust“ zur Regie-Größe, die längst überall im deutschsprachigen Raum gefragt ist. Jürgen Gosch feierte mit Schimmelpfennigs „Vorher/Nachher“ und dem „Zerbrochnen Krug“ eine Art künstlerisches Revival. Und Castorf-Eleve Sebastian Hartmann, mittlerweile ebenfalls an der Wiener Burg beschäftigt, verriss zwar erst mal gründlich Schillers „Räuber“ – die Chance, seine wundervoll zwischen Sommernachts Traum und TV-Wirklichkeit austarierte „Platonow“-Inszenierung zu realisieren, bekam er am Schauspielhaus trotzdem.

Blieb so die Außenwirkung zunächst bescheiden, fanden drinnen die Talente Freiraum zur Entfaltung. Auch aus dem jungen Ensemble, mit dem Stromberg

antrat, sind etliche Namen zu festen Größen im Schauspiel-Betrieb geworden: Bernd Moss, Jana Schulz, Wiebke Puls – die Boy-Gobert-Preisträgerin ist gerade auf dem Sprung an Baumbauers Münchner Kammerspiele. Und so stellt sich genau dieser Eindruck ein, wenn man Strombergs Intendanz rekapituliert: Es gibt aufregende Produktionen, die nachwirken wie Goschs „Vorher/Nachher“ oder Puchers auch beim Theatertreffen gefeierter „Othello“. Und es gibt eigenwillige Regiestile und Schauspielernamen, die sich damit verbinden. Viele blitzende Solitäre – nur so etwas wie ein Gesamtbild, das ist eben erst dabei, sich auszuprägen.

Nein, sagt Stromberg trotzdem lässig, anders machen würde er gar nichts. „Aber ich habe viel zu spät gesehen, dass sich Hamburg gar nicht über Theater, sondern über Musik definiert. Und zwar neue Musik, die Clubszene: Studio Braun, Blumfeld, International Pony...“ Seit dem Intendanten das klar ist, mischt die Szene im Schauspielhaus mit, beleben Rocko Schamoni und Co. die Operette neu, macht Schorsch Kamerun Trash-Theater, lädt Ex-Selig-Frontman Jan Plewka zum Rio-Reiser-Abend. Auch eine Form von Stadttheater.

Jetzt, da sich das Schauspielhaus über etliche Klassiker-Inszenierungen etabliert hat, lassen sich auch solche (zuweilen auch verstiegenen) Experimen-

te leichter ans Publikum bringen. Und ein paar Korrekturen am Konzept hat Stromberg ja auch schon nach dem Desaster des ersten Jahres durchgeführt. Das Schreibtheater fiel weg, die Experimentierbühne im Neuen Cinema war aus finanziellen Gründen sowieso nicht zu halten, und als neuer Chefdramaturg kam vom Schauspiel Düsseldorf Michael Eberth und präparierte die Linie aus dem theatralischen Kramladen. „Ohne Chefdramaturgie zu arbeiten, war falsch“, sagt Stromberg, „weil ich keinen Partner hatte, mit dem ich mich wirklich auseinandersetzen konnte. Es gab einfach zu viele Berater.“

Dann endlich kamen die Zuschauer, 218 000 waren es 2003/04. Wann genau sich die Ablehnung erst in Neugier, dann in Akzeptanz wandelte, weiß Stromberg auch nicht. Vielleicht war es der zauberisch-filigrane „Sommer-nachtstraum“ von Crouch/McDermott, vielleicht Edgar Selges Auftritt als „Menschenfeind“ – oder überhaupt die wachsende Zahl mehr oder minder bekannter Film- und Fernsehgesichter, die Klassiker wie „Romeo und Julia“ (Robert Stadlober), „Don Karlos“ (August Diehl) und „Othello“ (Alexander Scheer) zusätzlich adelten. Marketing-Strategie, so Stromberg kategorisch, sei das allein im Fall von Stadlober gewesen. Aber ob Konzept oder nicht, die Filmnamen funktionieren, bedienen die Sehnsucht des Publikums nach bekannten Stof-

fen und bekannten Gesichtern. Und schließlich entpuppten sich die meisten davon auch als versierte Theater-spieler, die Klassiker so schön selbstver-

„Das hat lange gedauert, vielleicht zu lange – aber wir sind da angekommen, wo wir immer hin wollten.“
Tom Stromberg

Foto: Michael Zapf



ständig sprechen, als wäre es der angesagte Jugendslang.

„Nur der internationale Zusammenhang, den ich mir hier erhofft habe, der hat sich nicht realisieren lassen“, bedauert Stromberg, „dazu ist das Haus zu sehr in der deutschen Sprache, seiner Tradition verwurzelt.“ Ansonsten scheidet der 45-Jährige selbstbewusst. Das neue Projekt, die Theaterproduktionsfirma mit Peter Zadek, die ab 2006 im eigenen Haus im Brandenburgischen Shakespeares „Was ihr wollt“ proben wird, steht fest. „Und wir hinterlassen hier ein Repertoire, mit dem Friedrich Schirmer arbeiten kann, darunter den ‚Faust‘. So etwas habe ich damals nicht gehabt...“

2 | Wiebke Puls und Jörg Ratjen in Jürgen Goschs Inszenierung von Kleists „Zerbrochnem Krug“.

3 | Wolfram Koch in Sebastian Hartmanns Inszenierung von Tschechows „Platonow“.

4 | Alexander Scheer und Jana Schulz in Stefan Puchers Inszenierung von Shakespeares „Othello“.

